

der es vornehmlich mit dem berühmtesten Namensträger der Familie, dem Komponisten Felix Mendelssohn-Bartholdy, zu tun hat. So schildert z. B. Michael Cullen die Geschichte des Hauses Leipziger Strasse 3 in Berlin, eine »Baubiographie« von besonderem Interesse, denn ausser den Familien Mendelssohn (1825–1851), von der Reck (1725–1825) und de Pourtalès (1843–1850) war auch der preussische Staat mit diesem Grundstück verbunden. Bis 1855 diente es der Ersten Kammer, hernach Herrenhaus genannt, später (1867–1870) dem neugeschaffenen Reichstag des Norddeutschen Bundes (1867–1870) und wiederum dem preussischen Herrenhaus, bis es 1898 abgebrochen und ein Neubau errichtet wurde, worin heute die Akademie der Wissenschaften der DDR ihren Sitz hat. – Weiter wird an der »höchst poetischen Natur« des Prinzen Louis Ferdinand (1772–1806) von Norbert Müller die Berliner Musik um 1800 exemplifiziert, welche für den jungen Felix Mendelssohn-Bartholdy (1809–1847) wegleitend wurde, auch wenn er selbst die Werke des Prinzen gar nicht kannte. – Ein nachgelassenes Werk von ihm beschreibt Wolfgang Dinglinger: den 98. Psalm (op. 91), den Mendelssohn im Auftrag Friedrich Wilhelms IV. für den Neujahrsgottesdienst 1844 im Berliner Dom komponiert hatte. Die Neigung des Königs zur gregorianischen Liturgie führte damals zu einem anhaltenden »Berliner Geschwätz von Katholisieren« (S. 102), wie Chr. v. Bunsen vermerkte. Mendelssohn selbst unterzog sich dieser Aufgabe nur ungern, die Domgeistlichkeit war verärgert, das Publikum hingegen nahm die Komposition dankbar entgegen. – Mit Korrekturen im Autograph eines Streichquartetts und mit einem Albumblatt von Mendelssohn haben es die beiden nächsten Beiträge Hans-Günter Kleins, Rudolf Grumbachers und Albi Rosenthals zu tun; das letztere ist – wie eine Abbildung zeigt – eine eigenhändige, freundliche Erinnerung an einen Besuch Interlakens im Sommer 1842, denn es zeigt die Skizze eines Berner Bauernhauses von Mendelssohns Hand, dazu Melodie und Text eines Schweizer Geissenlieds, freilich nicht in der Mundart, die »in Meiringen bekanntlich nicht dieselbe wie in Leipzig ist« (S. 129). – Es folgt die Wiedergabe eines Briefs der Witwe Felix Mendelssohn-Bartholdys von 1849, der für die politischen Ereignisse in Sachsen interessant ist; »der Kapellmeister Wagner und der Baumeister Semper sind leider in die aufrührerischen Versuche mit verwickelt und werden verfolgt«, heisst es darin (S. 132). – Die letzten Beiträge enthalten »Unbekannte Gedichte von Wilhelm Hensel«, eine Eintragung aus dem Militärkirchenbuch von Neisse (1821) über die Schreibung des Namens Mendelssohn, das Verzeichnis des Nachlasses von Arnold Mendelssohn (1855–1933), eine gehaltreiche Würdigung des Steuerrechtlers Albert Hensel – eines Urenkels von Fanny Mendelssohn-Bartholdy, der bis zu seiner zwangsweisen Beurlaubung 1933 in Königsberg lehrte und dessen Schriften heute noch wegleitend sind – durch den Heidelberger Juristen Paul Kirchhof sowie endlich einen Gedenkartikel für den Dichter Werner Bergengruen (1882–1964) – den Schwager Albert Hensels – von seiner Tochter, der Germanistin Luise Hackelsberger.

Dieser letzte unter den elf in diesem Bande vereinigten Beiträgen dürfte die Leser des FrRu ganz besonders ansprechen, gibt er doch in knapper, klarer Form, durch Verse und unveröffentlichte Aufzeichnungen belegt, ein Abbild von Leben und Wirken des Dichters, der – von einem christlichen Leitbild geprägt und 1936 zur katholischen Kirche übergetreten – durch die Herkunft seiner Gattin Charlotte geb. Hensel bedroht und mit einem Schreibverbot belegt war. Mit einem für sich selbst sprechenden Zitat, entstanden 1937, aus den 1950 erschiene-

nen Gedichten Werner Bergengruens wollen wir schliessen:

... Du hast gewagt, in diese Sklavenjahre
ein ungeschändet Menschenbild zu stellen.
Du bist verbannt. Verbannt wohin? Ins Klare,
verwiesen aus dem Lärm der Narrenschellen ...

Hans Thieme, Freiburg i. Br.

PNINA NAVÈ LEVINSON: Einführung in die rabbinische Theologie. Darmstadt 1982. Wissenschaftliche Buchgesellschaft. XII und 157 Seiten.

Wer immer an der Theologie des Judentums interessiert ist, wird dieses sehr überschaubare und handliche Buch mit hohen Erwartungen aufschlagen. Und er wird, um es sogleich zu sagen, darin nicht enttäuscht werden. Der Rezensent möchte seiner Freude Ausdruck geben, dass hier endlich eine neue jüdisch-biblische Theologie in deutscher Sprache vorgelegt wird. Und das von äusserst kompetenter Seite.

Die gelehrte Verfasserin bietet den Stoff in fünf Abschnitten: biblisch-rabbinische Religiosität hinsichtlich der Grössen des einzelnen und der Gruppierung, des Schrifttums und der Tradition; die Lehre von Gott; die Lehre vom Menschen; die Lehre von der Welt; schliesslich ein Daten-Abschnitt, der ein ausgezeichnetes Hilfsmittel darstellt, nicht zuletzt kraft seiner hervorragend ausgewählten Bibliographie, welche jede weitere Verfolgung einzelner Gebiete und Fragen ermöglicht.

Die Darstellung zeigt im einzelnen alle wünschenswerten Vorzüge. Dem theologisch interessierten Leser wird in knapper, ihm fasslicher Form das Wesentliche geboten. Wer die älteren Werke, auf die man bislang verweisen musste, kennt, der weiss, welche Vorteile diese Publikation bietet. Dafür darf man der Verfasserin ausserordentlich dankbar sein. Ebenso, dass sie an zahlreichen Stellen viele moderne Fragen in die Darstellung bzw. Erörterung einbezieht.

Bei einer neuen Auflage, die man der Verfasserin ebenso wie ihrem Anliegen baldigst wünschen möchte, könnten ein paar »Schatten« getilgt werden. Jüdisch-rabbinische Theologie ist m. E. eine so grossartige Sache (und die Verfasserin weiss dem ja auch in entsprechender Weise Genüge zu tun), dass eine Profilierung im Gegenzug zu gewissen, im Raum des Christentums sich daraus findenden, aber keineswegs alleinvorkommenden und schon gar nicht alleingültigen Auffassungen und Vorstellungen nicht nötig sein kann – zumal andererseits sich längst oder bereits wieder findende Gemeinsamkeiten zur Stelle sind (vgl. S. 40f. z. B. die Fragen um den »Schriftbeweis«, die alma-betula-Diskussion, das Menschwerdungs- und Gotteseinkörperungsverständnis und schliesslich die Sühne-Tod-Theorien). Es lassen sich für alle Zeiten der christlichen Theologiegeschichte ebenso zahlreiche wie prominente Autoren benennen, welche den genannten Problemen mindestens so weit Rechnung tragen, dass das Gespräch zwischen jüdischer und christlicher Theologie zu einer Sache von grösstem Reiz, gepaart mit grösstem Respekt, werden müsste. Wir sollten, so finde ich, als Juden und als Christen, uns von den Spitzen unserer Glaubens-Denker her kennenzulernen versuchen. Das würde wesentlich dazu beitragen, uns Perspektiven beglückender Offenheit (und oft sogar ungeahnter Gemeinsamkeit) zu gewähren. Anschliessend könnten wir uns dann – vielleicht mit etwas mehr Erfolg als bisher – unseren jeweiligen »Nachzügler« widmen. Odilo Kaiser, Freiburg i. Br.

JACOB NEUSNER (Hrsg.): The Study of Ancient Judaism. Bd. 1: Mishnah, Midrash, Siddur, 194 Seiten. Bd. 2: The Palestinian and Babylonian Talmuds. New York 1981. Ktav. 199 Seiten.